

Bis Stockers Stunde schlug

Nach dem Wechsel zu Hertha Berlin schaffte Valentin Stocker nicht sofort den Durchbruch. Er blieb ruhig. Weil er sicher war, dass seine Chance kommt. Er wusste sogar, wann genau. **Von Benjamin Steffen**

Beginnen wir mit Jakob Hein. Jakob Hein arbeitet als Arzt und hat von Sport nicht viel Ahnung. Er bezeichnet sich selber als sportlich «anders begabten» Menschen, man darf wohl sagen: unbegabt. Aber Jakob Hein kennt Berlin. Er hat eine «Gebrauchsanweisung für Berlin» geschrieben, seit 1972 lebt er hier, und in diesen vielen Jahren will ihm kein Berliner untergekommen sein, «der im herkömmlichen Sinne positiv von der Stadt spricht». Das Bier ist zu warm, der Kaffee zu kalt, die Spree zu dreckig. Berlin, so der Eindruck, kann's niemandem recht machen.

Deshalb könnten Berlin und Valentin Stocker ziemlich gut zusammenpassen.

Stocker ist sportlich ebenfalls anders begabt, man darf wohl sagen: hochbegabt. Als Bub war er ein guter Kunstturner und ein starker Tennisspieler, aber er gab Fussball den Vorzug, kein schlechter Entscheid. In den letzten sieben Jahren gewann er mit dem FC Basel sechsmal den Meistertitel; letzte Saison verbuchte er in der Super League 13 Tore und 7 Assists. Es mochte Halbzeiten geben, in denen er fast unsichtbar war. Doch er verliess sich darauf, nicht ausgewechselt zu werden, und schlug nach der Pause zu. Bisher hat er 25 Länderspiele absolviert, aber ausserhalb Ba-

sels ist er auf etwas seltsame Art umstritten. Den einen ist er zu arrogant, den anderen zu weich; den einen ist er zu direkt, den anderen zu hinterhältig; die einen nennen ihn Grosskotz, die anderen Valentina. Ja, was nun?

Wer ihn besser kennt, bezeichnet ihn als nachdenklich, reflektiert, schlau. Doch Stocker hat aufgehört, gegen das Image anzukämpfen, vor langer Zeit schon, obwohl er erst 25 Jahre alt ist. Er hat sich eine Gebrauchsanweisung zurechtgelegt für das Leben als Profi; darin steht, dass er unterscheiden muss zwischen sich als Menschen und sich als Fussballer - dass er nichts persönlich nehmen soll, was ihn, den Fussballer, betrifft.

Kürzlich hätte es mal wieder Anlass gegeben für die Korrektur des öffentlichen Bildes. Im Sommer war Stocker zu Hertha Berlin gewechselt. Doch es dauerte vier Runden, bis er in der Bundesliga erstmals zum Einsatz kam.

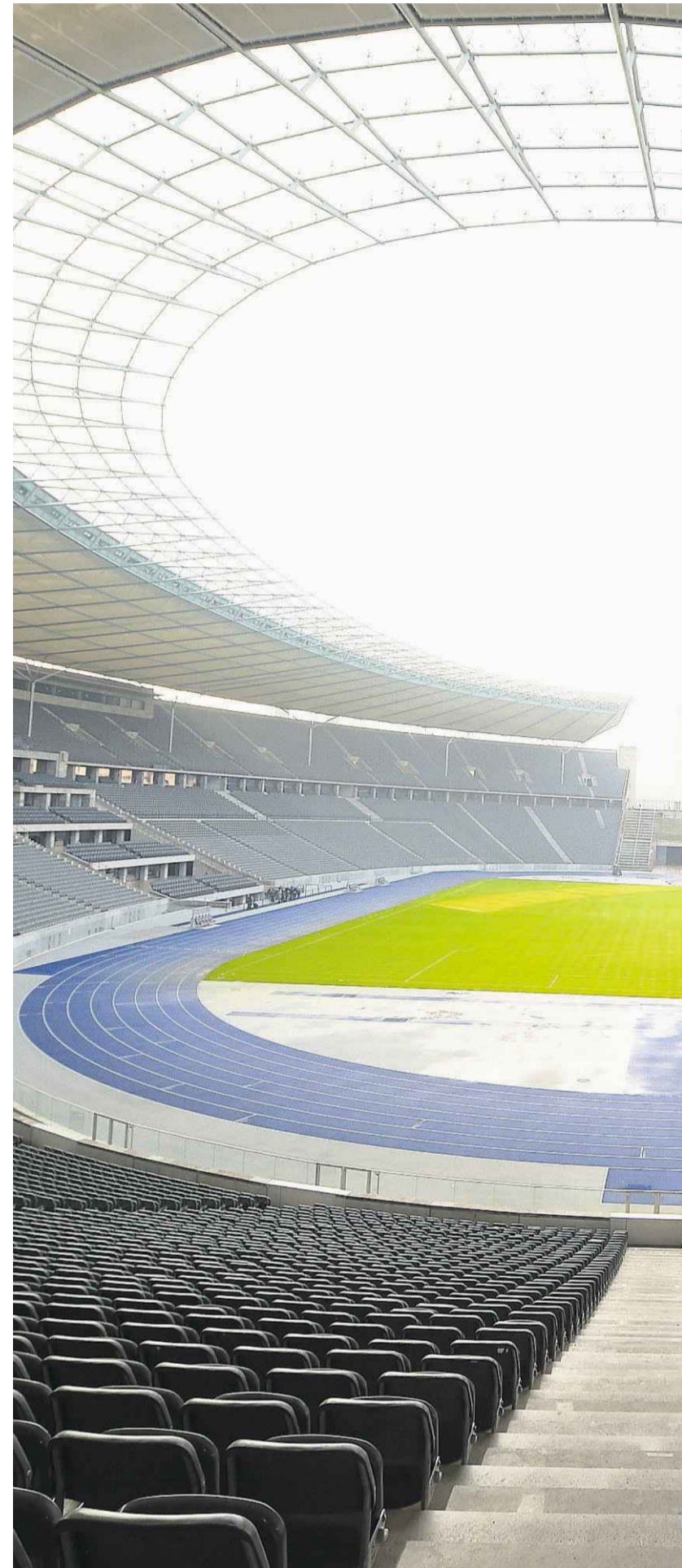
Stocker hat aufgehört, gegen das Image anzukämpfen, vor langer Zeit schon, obwohl er erst 25 Jahre alt ist.

Und es dauerte sieben Runden, bis er erstmals von Anfang an spielte. In der Wahrnehmung vieler Schweizer war Stocker drauf und dran, zu versagen. Es gab Leute, die sich ins Fäustchen lachten. Und es gab Leute, die aufgeregte Sätze schrieben. «Das Drama von Stocker». Oder: «In kleinen Schritten aus der Krise?»

Vier Jahre statt zwei Wochen

Stocker selber währte sich nicht in der Krise und erlebte schon gar kein Drama. «Aber ich kann ja nicht jedem Schweizer ein anderes Bild in den Kopf hämmern. Es wurde dramatisiert, und eigentlich stört mich das. Aber ich habe begriffen, dass es so läuft. Ist halt so.»

Es ist Mittwoch, die Hertha hat wieder einmal einen schlechten Tag erwischt. Am Abend zuvor ist sie mit einer peinlichen Niederlage zu Bett gegangen, out im Cup gegen Bielefeld, dritthöchste Liga. Stocker sitzt in einem Café in Charlottenburg-Wilmersdorf, es ist die Gegend, die zu seiner Heimat geworden ist, so fest eine Gegend in wenigen Wochen überhaupt zur Heimat werden kann. Das Olympiastadion, die Hertha-Heimstätte, ist in der Nähe, hier wohnt Stocker mit seiner Freundin, ebenso Fabian Lustenberger mit seiner Familie. Einst besuchte Lustenberger in Kriens ein Jahr über Stocker die Sportschule; seit 2007 spielt er in Berlin, er ist Captain und Stockers



«Es wurde dramatisiert, und eigentlich stört mich das. Aber ich habe begriffen,»

Mario Eggimann

Auf der Bank, aber mit sich im Reinen

Er ist der andere Schweiz-Berliner, fast in Vergessenheit geraten, obwohl er schon in Deutschland Fussball spielte, als die heutigen Hertha-Profis Valentin Stocker und Fabian Lustenberger noch nicht einmal wussten, ob sie in der Schweiz den Durchbruch schaffen würden. Seit 2013 ist Mario Eggimann bei Union Berlin, dem Kult-Klub aus Köpenick. 2002 zog Eggimann als 21-Jähriger vom FC Aarau zum Karlsruher SC in die 2. Bundesliga; er stieg auf, erhielt die Captainbinde und war 2008 ein begehrtter Innenverteidiger, der sich für Hannover entschied. In den letzten anderthalb Jahren war er oft verletzt, Fussbruch, Bandscheibenvorfall, Bänderriss im linken Fuss, Bänderriss im rechten Fuss. Er ist seit 17 Jahren Profi, es zehrt, der Körper braucht Erholung. So begnügt sich Eggimann bei Union derzeit zwangsläufig mit der Rolle des Routiniers, der sich nicht zu schade ist für die Ersatzbank und einspringt, wenn's ihn braucht.

Eggimann sagt: «Ob im Sport oder sonst wo - wichtig ist, die Situation realistisch einzuschätzen und das Optimum aus sich herauszuholen.» Vielleicht



«Alles ist okay», sagt der Union-Berlin-Spieler Eggimann. (8. 7. 2014)

schätzte er sich immer etwas weniger gut ein als andere. Als er 2007/08 eine starke Bundesligasaison spielte, forderte nicht er selber, sondern sein KSC-Klubtrainer für ihn eine wichtigere Rolle im Nationalteam. Doch die Lobby war zu klein, Eggimann fiel im letzten Moment aus dem Kader für die Euro 2008; an der WM 2010 indes durfte er teilnehmen und einige Minuten spielen.

2013 hätte sich auch die Chance geboten, in die Super League zurückzukehren. Ein

Wechsel zum FC Luzern hätte nicht überrascht, weil der FCL-Sportchef Alex Frei ein guter Freund Eggimanns ist. Doch Eggimann dachte, die Erwartungen an ihn, den langjährigen Bundesligaprofi, wären in der Heimat gar gross, «davor hatte ich Respekt». Ohnehin fiel es ihm leicht, sich für Berlin zu entscheiden: Seine Frau ist Deutsche, die zwei Kinder kennen nichts anderes, als in Deutschland zu wohnen. «Ich bin mit mir im Reinen», sagt Eggimann, «alles ist okay.» (bsn.)

Die Hertha ist die Nummer 1 der Stadt

Der Fussball in Berlin ist

Es gibt viele Möglichkeiten, sich dem Fussball in Berlin zu nähern. Man kann ihn historisch betrachten. Man kann ihn in der Geschichte der einstmaligen geteilten Stadt spiegeln. Man kann über die Klubs der türkischen Einwanderer reden, die längst eine feste Grösse sind. Nur eines ist unmöglich: über Erfolg zu sprechen. Das geht mangels statistisch erfassbarer Höhepunkte nicht.

Berlin und der Fussball, das ist eine komische Geschichte. Nicht wenige meinen, dass der Liga kaum etwas fehlen würde, wenn die Hertha, der einzige erstklassige Klub, schon morgen verschwinden würde. Die Hertha ist da, sie kämpft um die Existenz als Bundesligist. Aber das ist es auch schon.

Fussball in Berlin ist nicht einfach Fussball in einer Metropole, nicht wie in London, Madrid, Mailand, Rom oder Barcelona, wo mehrere erstklassige Klubs miteinander konkurrieren. Berlins Fussball ist auf sonderbare Weise anders. Es gibt eine

Begebenheit, die wie erfunden klingt, aber doch wahr ist: Ein Journalist trifft in einer bundesweit sendenden Rundfunkstation einen fussballbegeisterten Literaturkritiker. Der Kritiker erzählt von einem Kollegen, dem die Krise der Hertha nahegehe: «Du glaubst es nicht», sagt der Kritiker perplex: «Der ist doch tatsächlich Hertha-Fan.» Die beiden sprachen über einen eingeborenen Berliner, der sich zu seiner Leidenschaft für Hertha BSC bekannte. Doch verstehen konnten sie nicht, was anderswo völlig normal ist.

Ist in Städten wie Dortmund oder Gelsenkirchen das Trikot des Vereins ein allseits akzeptierter Dresscode im Alltag, so vermuten Passanten auf dem Berliner Boulevard im blau-weissen Trikot eher ein Utensil aus dem Kostümverleih.

Berlin: eine selbsternannte Metropolis. Seit Jahren gibt sich die Stadt immer internationaler, seit Jahren strömen jedes Jahr Tausende von Zuwanderern in die deutsche Kapitale. Berlin sei



dass es so läuft. Ist halt so», sagt Hertha-Spieler Valentin Stocker. (Olympiastadion, 31. Oktober 2014)

Schweizer in Berlin



Kudi Müller war der erste Schweizer bei Hertha. Von Winter 1972/73 bis Sommer 1975 traf er in der Liga 20-mal. Im Spitzenspiel 1975 gegen Gladbach schoss er vor 90 000 Fans beide Tore zum 2:1. Am Ende blieb Hertha doch nur Rang 2.



Lucien Favre zog 2007 als FCZ-Meistertrainer nach Berlin. Dank teilweise schönem Fussball schnupperte Hertha 2009 am Titel. Nach dem Verlust wichtiger Spieler misslang der Start in die nächste Saison, im Herbst 2009 musste Favre gehen.

Integrationshilfe. Viel kennt Stocker noch nicht von Berlin; er könnte nicht mitreden, ob das Bier zu warm ist, der Kaffee zu kalt, die Spree zu dreckig. Er hatte anderes zu tun. Er hämmerte nicht am besseren Bild in den Köpfen anderer; er feilte an seiner Form.

Die Saisonvorbereitung begann er mehrere Wochen nach den meisten Teamkollegen, weil er erst Anfang Juli von der WM heimgekehrt war. Der Coach Jos Luhukay befand, die körperliche Verfassung reiche noch nicht für Bundesligaeinsätze von Anfang an. Er wusste, dass Stockers Leistungen auf Interesse stossen würden, weil er mehrere Millionen gekostet hatte. So verfielen die Hertha-Chefs nicht in Eile. «Wir verpflichteten Valentin Stocker nicht für zwei Wochen, sondern für vier Jahre», sagt Michael Preetz, der Manager. Preetz kam 1996 als Spieler nach Berlin, er kennt Klub und Stadt, hat viele Spieler kommen sehen. «Ankommen und eingewöhnen, das braucht naturgemäss Zeit», sagt er. «Aber Valentins Situation war mehr für die Öffentlichkeit ein Problem als für den Klub.»

Der 3. Oktober

Luhukay liess Stocker schuften und im Nachwuchs Spielpraxis sammeln. Manchmal gab's drei Trainings pro Tag, die erste Einheit um halb acht. Stocker sagt: «Einige denken, ich hätte eine wahnsinnig schlimme Zeit erlebt. Ja, klar, es war nicht angenehm, zu trainieren, wenn die anderen bloss auslaufen; und ein zweites Mal zu kommen, wenn die anderen frei haben. Die Frage war: Nehme ich die Situation an oder nicht? Der Trainer sagte, er wolle mit mir einen Aufbau machen. Soll ich eingeschnappt sein und Nein sagen?»

Nein. Denn als der 3. Oktober noch weit weg war, da versprach Luhukay Stocker, an diesem Tag werde er gegen Stuttgart erstmals von Beginn an spielen. Bis dahin hiess es: Extraschichten. «Valentin ist keiner, der sich davon einschüchtern lässt, das Aussergewöhnliche findet er spannend», sagt der Sportpsychologe Christian Marcolli. Er arbeitet seit Jahren mit Stocker zusammen, er ist sozusagen der Co-Autor der Gebrauchsanweisung fürs Profleben. «Sobald Valentin in Berlin war, erlebte ich ihn fast immer positiv», sagt Marcolli, «er war nie in einem Loch.»

Doch in der Schweiz wusste kaum jemand, dass der 3. Oktober als der Tag von Stockers Premiere in der Startformation definiert war. Vielmehr war die Geschichte schnell gestrickt. Die Geschichte eines Verlierers. Die Fortsetzungsgeschichte der WM, an der Stocker im ersten Spiel gegen Ecuador eine Halbzeit lang eingesetzt worden war. Und danach nie mehr. Die erste Halbzeit gegen Ecuador war nicht gut, von Stocker nicht und einem halben Dutzend anderer Schweizer nicht. Doch Stocker war der Einzige, dem der Nationalcoach Ottmar Hitzfeld keine Chance gab, den schlechten Eindruck zu korrigieren.

Es war nicht wie in Basel, wo er verschwinden und in der zweiten Halbzeit zuschlagen durfte. Das Handeln von Hitzfeld, das Votum gegen Stocker hatte eine schwer fassbare Absolutheit, zumal die WM Hitzfelds Abschied war. Stocker arbeitet diese Situation lieber für sich selber als öffentlich auf, er sagt: «Im Fuss-

Vielleicht fürchtet er, in die Rolle von Alex Frei und Marco Streller zu fallen, seinen früheren Kollegen im FCB und im Nationalteam.

ball geht es oft um den richtigen Moment. Es gibt so vieles, was Einfluss hat, manchmal kannst du etwas dafür, manchmal nicht.»

Hitzfeld ging, Vladimir Petkovic kam. Doch Stockers Situation änderte sich bedingt. Im ersten EM-Qualifikationsspiel im September gegen England fiel die fehlende Spielpraxis insofern ins Gewicht, als Stocker ein Aufgebot erhielt, aber keine Einsatzzeit.

Und es kam der 3. Oktober. Um 15 Uhr gab Petkovic in Luzern das Kader für die Länderspiele gegen Slowenien und San Marino bekannt. Ohne Stocker, der bis dato erst zweimal eingewechselt worden war.

Kurz darauf setzte sich Luhukay in Berlin mit Stocker zusammen. Gegen aussen mochte Luhukay manchmal verwirrend kommuniziert haben, doch gegenüber Stocker hielt er Wort. Am 3. Oktober sagte er Stocker, er spiele gegen Stuttgart von Anfang an, wie versprochen; auch in den nächsten Partien werde er in der Startformation stehen, das könne er dem Nationalcoach sagen. Stockers Antwort: «Trainer, ich habe kein Aufgebot erhalten.»

Danach der Abend, das Spiel gegen Stuttgart. Stocker wusste: Das ist meine Chance. Wenn die WM für etwas gut gewesen war, dann für diese Erkenntnis: Verlasse dich nicht auf die zweite Halbzeit. Er hatte sich mit Marcolli darüber unterhalten - es gab eine Gebrauchsanweisung für diesen einen Abend: Nicht schauen, wie der Match läuft, sondern rennen, von allem Anfang an, unermüdet. Stocker absolvierte 12,3 Kilometer, er gab zwei Assists. Preetz sagt: «Und dann ging's los, und zwar richtig gut. Das kann man auch mal sagen - das muss man nicht unbedingt erwarten, wenn jemand in einer neuen Mannschaft erstmals von Anfang an spielt.»

Seither behauptete sich Stocker, auch am Sonntag gegen Paderborn wird er von Anfang an im Mittelfeld erwartet. Damit rückt die Nationalmannschaft wieder näher. Stocker würde einem Aufgebot Folge leisten, klar. Aber das Nationalteam bleibt ein Thema, das nicht einfach ist. Stocker redet nicht gern darüber, wohl auch, weil er selber noch gar nicht weiss, was er darüber denken soll. Vielleicht fürchtet er, in die Rolle von Alex Frei und Marco Streller zu fallen, seinen früheren Kollegen im FCB und im Nationalteam, bis sie 2011 aus der Auswahl zurücktraten. Frei und Streller waren geduldete Leader, wenn's gut lief - und die ersten Buhmänner, wenn's schlecht lief.

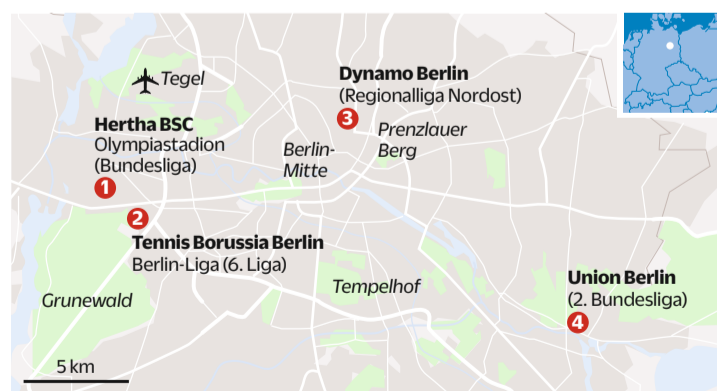
Wie damit umgehen? Bei Jakob Hein heisst ein Satz: «Kurzum, man setzt sich hin und wartet, dass die Welt an einem vorbeitrotzt.»

Vielleicht hat Stocker mit Berlin einen ganz guten Platz gefunden, um die Welt an sich vorbeitrotzen zu lassen. Denn sie passen in der Tat gut zusammen, Stocker und die Stadt. Weil sie ihn lernen und wachsen lässt.

anders als in anderen Metropolen

Fussballstadt Berlin

Wo die Klubs der deutschen Hauptstadt zu Hause sind



1 Hertha BSC
Olympiastadion
77 166 Zuschauerplätze
Ortsteil Westend



3 Dynamo Berlin
Jahnsporpark
19 708 Zuschauerplätze
Ortsteil Prenzlauer Berg



2 Tennis Borussia Berlin
Mommsenstadion
12 795 Zuschauerplätze
Ortsteil Westend



4 Union Berlin
Stadion An der Alten Försterei
21 717 Zuschauerplätze
Ortsteil Köpenick

nicht Deutschland, sagen viele, und das stimmt gewiss. Teutonische Effizienz gibt es im alten Preussen nicht mehr. Nirgendwo ist die Unordnung grösser, nirgendwo sonst wartet ein neuer Mega-Flughafen auf seine Inbetriebnahme. Seit Jahren. Keine andere Stadt war geteilt in Ost und West, keine andere war so stark subventioniert, keine

andere musste sich dem Wettbewerb lange Zeit so wenig stellen wie Westberlin, die Insel im sowjetischen Sektor. In Berlin wird Wirtschaftspolitik gemacht, aber zur Stärke der deutschen Wirtschaft trägt Berlin nicht bei: Nur in wenigen anderen Städten ist das Einkommen so niedrig, die Armut so gross. Und doch lautet der Dreiklang der Hipster

«New York, London, Berlin» - weil ihnen die Stadt zwar längst nicht mehr in den Zentren, so doch immerhin an den Rändern genug Raum lässt, um mit einem Taschengeld existieren zu können.

Es ist ein Spiel des Scheins. Denn vielem fehlt es an Substanz. Berlin, ein kulturelles Zentrum von Weltrang, so heisst

es. Aber wo ist der Roman aus Berlin, der über lokale Grenzen hinweg Beachtung gefunden hätte? Wo ein Film, der Massen wie Kritiker bewegt? Und wo eine Band?

Und der Fussball? Er ist in mancher Hinsicht ein Spiegel der Stadt, dieser grossen Blase. Betrachtlich waren die Hoffnungen nicht nur bei der Hertha,

auch im Osten gab es nicht wenige, die Berlin als Fussballstadt sahen: Da gab es die Seriensieger von Dynamo Berlin, dem Klub des DDR-Staatsicherheitsdienstes, und ihren kleinen Rivalen, den Eisernen, den 1. FC Union. Dynamo ist längst marginalisiert in der Regionalliga. Union ist der Fetisch der Ost-Folkloristen: Als solider Zweitligist nähert der Klub manchmal die Träume des Anhangs auf den grossen Wurf, vom Aufstieg in die Bundesliga.

Und im Westen war Hertha nicht allein. Als die Bundesliga gegründet wurde, gab man des Proporz wegen Tasmania Berlin das Recht, in der Bundesliga zu starten. Der Klub, heute nicht mehr in alter Form existent, stieg als schlechtester Verein der Bundesliga-Geschichte ab. Da gab es den zeitweiligen Bundesligisten Blau-Weiss 90, und es gab Tennis Borussia, den Lieblingsklub des Showmasters Hans Rosenthal.

Sie alle hatten eines gemeinsam: Erstklassigkeit war ihre

Sache nicht. Insofern ist die Hertha längst einen Schritt weiter. Auch nach Rückschlägen wie dem Abstieg kehrte der Klub zurück in die Bundesliga. Doch auch als Erstligist fehlt ihm der Glamour, die Anziehungskraft, die andere Traditionsklubs haben. Dazu bestimmt der Umstand, bloss eine regionale Grösse zu sein, auch die wirtschaftliche Existenz.

So bekamen sie nicht einen grosszügigen Spender, wie ihn der FC Bayern gleich mehrfach hat, sondern einen sogenannten Finanzinvestor aus den USA. KKR dürfte zu jenen Firmen zählen, die der ehemalige SPD-Chef Franz Müntefering als «Heuschrecken» bezeichnete. So ist die Hertha auch ein Sinnbild: Denn Berlin ist nicht nur ein Eldorado für sparsame Hipster, auf die Zukunft der Stadt wird heftig spekuliert. Der Wohnungsmarkt ist längst in der Hand auswärtiger Investoren. Aber da ist sicher mehr zu holen als im Fussball.

Stefan Osterhaus, Berlin